

Paul Weß, Innsbruck

Der wechselseitige Zusammenhang von Initiation und Gemeinde

(Pastoraltheologische Überlegungen zu einer zentralen Frage kirchlicher Erneuerung)

Christliche Initiation (von „initiäre“: Eingang gewähren, einweihen), verstanden als Einführung und Hineinwachsen in das christliche Leben, bedeutet wesentlich auch stufenweise Eingliederung in die Kirche und hat darin ihren vorrangigen Ort. Sie besteht nicht nur in der Feier der Initiationssakramente, sondern ist ein Prozess, der in diesen Feiern seine Höhepunkte findet, sich in ihnen gleichsam verdichtet und durch sie besiegelt wird. Ohne diese Einbettung in einen Vorgang der Begegnung und Begleitung, des Vertrautwerdens und wachsender geschwisterlicher Beziehungen zwischen den Initiaten und der Gemeinde der Gläubigen können die Sakramente zwar gültig sein, aber nicht fruchtbar werden, sondern bewirken eher das Gegenteil von dem, wozu sie führen sollen; weil sie wie ein gegebenes, aber nicht eingehaltenes Versprechen Enttäuschung bereiten und sogar Ablehnung auslösen können.

Dabei ist noch kurz darauf hinzuweisen, dass der Begriff „Initiationssakrament“ auf Taufe, Firmung und Eucharistie nur in einem analogen Sinn angewandt werden kann. Wenn man die Firmung nicht nach östlicher Theologie als Geistspendung im Rahmen der Taufe und damit als notwendiges Wesenselement derselben deutet, sondern in westlicher Sicht die Feier der Taufe, die als solche wie alle Sakramente bereits in der Kraft des Geistes geschieht, von der Firmung unterscheidet und diese als ein eigenes Sakrament auffasst, ist Initiationssakrament im eigentlichen Sinn, also Zeichen und Werkzeug der Grundversöhnung mit Gott und der Eingliederung in seine Kirche, nur die Taufe. Die Firmung kann dann als feierliche Sendung der Getauften aus der Kraft dieses Geistes verstanden und daher bei den im Säuglings- oder Kindesalter Getauften von der Taufe getrennt werden. Sie gehört zwar zur Vollständigkeit der Initiation (weil die neuen Glieder auch an der Sendung der Kirche teilhaben sollen), ist aber in ihrem eigentlichen Wesen auf die Übertragung und die Annahme der Verantwortung für das Leben und Wirken der Kirche an und durch die bereits Eingegliederten ausgerichtet.¹ Die Eucharistie als solche kann nicht einmal im selben Sinn wie die so verstandene Firmung als Initiationssakrament bezeichnet werden, weil sie von ihrem Wesen her nicht auf die Eingliederung in das Volk Gottes oder auch nur auf deren Vervollständigung ausgerichtet ist, sondern diese bereits voraussetzt; andernfalls dürfte eine Eucharistie nur mit einem zu Initiierenden bzw. neu Initiierten gefeiert werden.

¹ Vgl. zu dieser Sicht der Firmung P. WESS, „In der Kraft des Heiligen Geistes“. Anliegen zu einer Erneuerung der Tauffeier. In: HID 50 (1996) 159–167, hier 159–161. Und DERS., Firmung in zwei Stufen? Ein Vorschlag. In: HID 51 (1997) 130–144, hier 139–141. Beide Artikel sind abgedruckt in P. WESS, Und behaltet das Gute. Beiträge zur Praxis und Theorie des Glaubens. Mit einem Geleitwort von Kardinal Franz König. Thaur 1996, 179–191 bzw. 193–212, hier 179–182 bzw. 205–207. Allerdings halte ich es heute für unrichtig, die so verstandene Firmung „Tauf-Firmung“ zu nennen, weil sie damit nicht deutlich als eigenes Sakrament bezeichnet wird, sondern möchte von „Sendungs-Firmung“ sprechen.

Man kann höchstens sagen, dass zur Initiation die *Erst-Eucharistie* („Erstkommunion“) gehört, aber diese ist nicht gleichzusetzen mit der Eucharistie überhaupt.²

Weil die Initiation in einen Prozess des Hineinwachsens in eine Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe eingebettet sein muss, soll es in den folgenden Überlegungen zuerst um die Gemeinde gehen, die der konkrete Ort dieser Einführung sowie der Spendung der Sakramente und deshalb ein notwendiges Element beider ist. Im zweiten Schritt befassen wir uns mit den Anforderungen, die um des Glaubens und der Gemeinschaft willen an die Initiation zu stellen sind, also um die angemessene Initiation als Voraussetzung der Gemeinde. Aus diesem wechselseitigen Zusammenhang ergibt sich aber ein Dilemma für den Fall, dass die für die Initiation nötige Gemeinde noch gar nicht vorhanden ist; diese kann nämlich nur aus in angemessener Weise Initiierten entstehen, deren Initiation aber wieder die Existenz einer entsprechenden Gemeinde voraussetzen würde. Um diese Problematik und damit um eine zentrale Frage der kirchlichen Erneuerung wird es im dritten Schritt gehen. Dann sollen uns viertens einige Überlegungen weiterhelfen, wie Jesus mit demselben Problem bei seinem Versuch, Israel zu erneuern, umgegangen ist. Schließlich wollen wir daraus Konsequenzen für einen möglichen Weg der Kirche aus ihrer gegenwärtigen Krise ziehen.

1. Die Gemeinde als notwendige Komponente der Initiation

Bevor der Staat der Adoption eines Kindes zustimmt, wird durch dafür beauftragte Personen überprüft, ob die adoptierungswilligen Ehepaare bzw. Familien den nötigen Anforderungen entsprechen. Wenn dies entgegen diesen Erhebungen doch nicht der Fall ist, kann die Adoption zwar durchaus juristisch gültig sein, falls alle Vorschriften erfüllt wurden, aber sie schadet dem betreffenden Kind eher als ihm zu nützen. Sie wird dessen Eindruck von Familie nachhaltig negativ beeinflussen und kann zu schweren Milieuschädigungen führen. Wenn man die Taufe wohl mit Recht als Adoption in die neue Familie der Söhne und Töchter Gottes verstehen darf, liegen die Konsequenzen aus diesem Vergleich bereits auf der Hand.

Etwas Ähnliches gilt für die Firmung, wenn diese nicht im Rahmen einer Gemeinde erfolgt, in der die gemeinsame Verantwortung aller Glieder für das Leben und Wirken der Gemeinschaft erlebbar sind und eingeübt werden können. Auch eine noch so gut gestaltete Firmgruppe, die nur zur Vorbereitung auf den Empfang des Firmsakramentes gebildet wurde und dann wieder zerfällt, kann kein Ersatz dafür sein. Sogar in Predigten bei der Firmfeier kann man jenen Witz hören, wie drei Pfarrer versuchen, die Fledermäuse aus ihren Kirchen zu entfernen. Einer lässt den ganzen Tag lang Weihrauch brennen, ein anderer läutet stundenlang mit den Glocken. Die Fledermäuse fliegen zwar weg, kehren aber danach wieder zurück. Nur der dritte Pfarrer weiß die richtige Lösung: Er lässt die Fledermäuse firmen, dann bleiben sie für immer weg.

Auch die Feier der Erst-Eucharistie ist oft problematisch. Ich selbst musste einmal hören, wie ein Vater zu seinem Sohn nach dessen Erstkommunionfeier sagte: „Jetzt lässt du dich noch firmen [dies war damals noch im Jahr danach möglich], und dann trittst du [aus der Kirche] aus.“ Wie die Taufe vielfach als religiöse Einleitung der familiären Geburtsfeier angesehen wird, so werden Erstkommunion und Firmung oftmals nur als gewisse Höhe-

² Vgl. B. FISCHER, Art. Initiation, Initiationsriten. III. Liturgisch. In: LThK³ 5, 497.

punkte im Leben des Kindes bzw. des Jugendlichen verstanden, wofür die kirchlichen Feiern bloß den würdigen Rahmen bilden sollen (ähnlich wie manchmal die kirchliche Trauung). Die bedrängende Frage ist, wie sich dies mit der Bedeutung der sakramentlichen Feiern vereinbaren lässt, ohne dass es den für die Eucharistie und für die Erstkommunikanten Verantwortlichen „zum Gericht wird“ (1 Kor 11,29), weil die nötigen Voraussetzungen an Glaube und Gemeinschaft nicht gegeben sind und auch in der Feier selbst nicht zustande kommen können.³ Es gab über die dadurch entstehenden Gewissensprobleme einmal eine Diskussion, die aber unter dem Druck der gegebenen Verhältnisse leider wieder eingeschlafen ist.⁴

In seiner „Allgemeinen Sakramentenlehre“ schreibt Franz-Josef Nocke: „Gesten sind wirksam, aber nicht magisch zauberhaft. Das äußere Zeichen ersetzt nicht das innere Engagement, es lässt vielmehr das, was innen ist, zum Zuge kommen, indem es dies nach außen bringt. In diesem Sinn können Sakramente als Realsymbole, realisierende Zeichen, verstanden werden.“⁵ Daraus ergibt sich, dass nicht nur beim Empfänger des Sakraments, sondern zuvor und grundlegend in der Kirche die in der sakramentlichen Symbolhandlung „angezeigte Wirklichkeit wenigstens ansatzweise auch schon vor dem Vollzug des Zeichens gegeben sein muß“⁶. Auch wenn Gott durch Christus im Heiligen Geist, um dessen Wirken die Kirche in der Epiklese bittet, eigentlich die Sakramente spendet, ist die Kirche deren unmittelbare „Dienerin“ und somit selbst schon Realsymbol für das von Gott kommende Heil: „*Christus als Ursakrament, die Kirche als Grundsakrament, die einzelnen Sakramente als in Christus begründete und ihn repräsentierende Lebensvollzüge der Kirche.*“⁷ Eine verantwortbare Feier der Sakramente setzt also voraus, dass die Kirche auch konkret in der feiernden Gemeinde „in Christus gleichsam das Sakrament bzw. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott und für die Einheit des ganzen Menschengeschlechts ist“⁸.

Die pastoralen Konsequenzen aus dieser Einsicht zieht Dieter Emeis:

„Wir können Menschen nicht auffordern, die Möglichkeit zu prüfen, ob sie von ihrem Gott neu zur Glaubensgemeinschaft gerufen sind, ohne ihnen Orte angeben zu können, an denen sie lernen können, wie das geht: glauben und beten, christlich leben und feiern. Wenn bei einem Menschen so etwas wie eine geistliche Neugier wahrzunehmen ist, müssen wir auf eine Gemeinschaft von Christen verweisen können mit der Einladung ‚Komm und sieh!‘. Bewußt ist hier nicht eng von Katechumenaten – also Orten, die eigens als Lernmöglichkeiten für Menschen, die Christen werden wollen, eingerichtet werden – die Rede, sondern von katechumenalen Orten. Damit sind Glaubensgemeinschaften gemeint, in denen und mit denen Menschen glauben lernen können, die aber nicht nur für neu Hinzukommende entstanden.“⁹

³ Vgl. in einem ähnlichen Zusammenhang R. MESSNER, Taufgottesdienst und Menschenbild. In: HfD 54 (2000) 16–25; hier 24: „Nimmt man dies ernst, wären weitreichende praktische Konsequenzen unausweichlich.“

⁴ Vgl. L. POHLE, Zwischen Verkündigung und Verrat. Zur Gewissenskrise des Priesters heute. In: GuL 60 (1987) 334–354. Vgl. dazu P. WESS, Gemeindekirche – Ort des Glaubens. Die Praxis als Fundament und als Konsequenz der Theologie. Graz 1989, 691–693.

⁵ F.-J. NOCKE, Allgemeine Sakramentenlehre. In: Handbuch der Dogmatik 2. Hg. Th. Schneider. Düsseldorf 1992, 188–225, hier 211.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd. 219.

⁸ II. VATICANUM, LG 1 (DH 4101).

⁹ D. EMEIS, Zwischen Ausverkauf und Rigorismus. Zur Krise der Sakramentenpastoral. Freiburg i. Br. 1991, 67.

Die notwendigen katechumenalen Orte müssen also Gemeinden sein, die nicht nur um des Katechumenats willen „eingrichtet“ wurden. Nur in ihnen kann die gegenseitige gläubige Liebe der Christen Kennzeichen der Jüngerinnen und Jünger Christi (Joh 13,34f) und besonders für neu Dazukommende Zeichen und Werkzeug der persönlichen Liebe Gottes zu jedem Menschen sein. Eine „Gemeinde“, die nur auf dem Papier des Taufbuches besteht und durch die Betreuung durch einen Amtspriester, der nicht einmal alle kennt, konstituiert wird, kann das nicht.¹⁰ Auch Emeis stellt fest:

„Immer wieder zeigt sich, daß wir innerhalb der Gemeinden [damit sind hier offensichtlich die Pfarreien gemeint, die eben als solche noch keine Gemeinden sind, wie sich aus dem Folgenden ergibt. P. W.] an einem Mangel an lebendiger Glaubensgemeinschaft und damit an anziehenden und für das Christwerden geeigneten Räumen leiden. Wenn dies so ist, dann muß uns vor allem daran gelegen sein, die Gemeinde als Gemeinschaft von Gemeinschaften zu erneuern. Erst damit haben Evangelisation und Katechese eine Wirklichkeit, auf die sie werbend verweisen und in die sie diejenigen, die sich auf den christlichen Glauben an Gott einlassen wollen, mitnehmen können. Es wird klug sein, weniger Kräfte für die Katechese zu investieren, um mehr Kräfte zu haben zum Aufbau von Voraussetzungen für eine fruchtbare Katechese. Christen, die in der Gemeinde lebendige Glaubensgemeinschaft realisieren, tun etwas für die Katechese, auch wenn sie nicht in der Katechese mitarbeiten.“¹¹

Dieses Anliegen erfordert zuerst eine Besinnung auf die Gründe, die zum Verlust der neutestamentlichen Gemeinde in der Kirche geführt haben.¹² Eine ausschlaggebende Ursache, die direkt die Gemeinden betraf, war deren „Vermassung“ auf Grund des Umstands, dass sie ab der Mitte des 3. Jh., also bereits vor der Konstantinischen Wende, als die Verfolgungen nachließen, in den Städten rasch wuchsen, ohne geteilt zu werden. Sie wurden unüberschaubar und anonym, versanken in Passivität, wurden nur mehr durch die kirchlichen Amtsträger zusammengehalten, die man von da an nicht mehr als Brüder, sondern als Väter bezeichnete. Diese Vorgänge und ihre Folgen wurden damals – soweit wir wissen – weder in ihrer Tragweite erkannt, geschweige denn zu korrigieren versucht.¹³ Dazu schreibt der Kirchenhistoriker Jean-Paul Audet Entscheidendes, das noch viel zu wenig Beachtung gefunden hat:

„Doch im Grunde muß noch etwas anderes gesagt werden, nämlich daß wir im Lauf der Geschichte nicht allein eine ‚gespaltene Christenheit‘ geworden sind, sondern überdies eine ‚in die Zerstreuung geratene‘, eine Christenheit, deren Glieder einander innerlich entfremdet sind – und das selbst auf der Ebene der unverzichtbaren ‚Stammgemeinde [communauté de base]‘. Auf lange Sicht trifft uns diese gegenseitige Entfremdung und Zerstreuung sogar noch tiefer als der Verlust der Einheit, so

¹⁰ Das II. Vatikanum sagt in LG 28 von den Priestern: „Unter der Autorität des Bischofs heiligen und leiten sie den ihnen zugewiesenen Anteil der Herde des Herrn.“ Hier wird „Gemeinde“ als Teil einer anonymen Herde verstanden.

¹¹ EMEIS (s. Anm. 9) 95f.

¹² Dementsprechend müsste der von P. M. Zulehner formulierte methodische Dreischritt der Pastoraltheologie „Kriteriologie – Kairologie – Praxeologie“ (vgl. P. M. ZULEHNER, Pastoraltheologie 1. Fundamentalpastoral: Kirche zwischen Auftrag und Erwartung. Düsseldorf 1989, 32–39) um einen weiteren ergänzt werden (an zweiter Stelle), in dem die Gründe für die Veränderung der maßgebenden Kriterien in der Geschichte und – in Wechselwirkung damit – für das Zurückbleiben der kirchlichen Praxis hinter ihren eigentlichen Maßstäben erforscht werden („Defizitologie“). Dann erst können die Fehlentwicklungen von ihren Wurzeln her korrigiert werden.

¹³ Vgl. J.-P. AUDET, Priester und Laie in der christlichen Gemeinde. Der Weg in die gegenseitige Entfremdung. In: Der priesterliche Dienst I: Ursprung und Frühgeschichte. Freiburg i. Br. 1970 (QD 46) 115–175; vgl. auch P. WESS, Ihr alle seid Geschwister. Gemeinde und Priester. Mainz 1983, 62–85; und DERS. (s. Anm. 4) 643–660.

schmerzlich und lähmend dieser auch ist. Nach und nach hat sie die Kirche selbst in ihren lebenswichtigen Organen, Wort und Sakramente, ergriffen. Unsere ‚brüderlichen Versammlungen‘ sind zum größten Teil Massenveranstaltungen geworden. Etwas wie ein ungreifbares Schisma durchzieht sie nach allen Richtungen. Nicht ein Schisma, ausgelöst durch leidenschaftlichen Streit oder Meinungsverschiedenheit, sondern eines, das sich in aller Stille aus der Indifferenz der Anonymität entwickelt hat. Ein solches Schisma läßt sich zweifellos bedeutend schwerer beilegen als ein Schisma historischer Art.“¹⁴

Dadurch kam es zum Verlust der „Stammgemeinde“, in der das Christsein ursprünglich erfahren, eingeübt, gelebt und gefeiert sowie dadurch bezeugt werden kann. Sie ist der entscheidende katechumenale Ort und damit eigentlich eine Voraussetzung einer angemessenen Initiation.¹⁵ Schon aus diesem Grund ist sie der Schlüssel für eine Erneuerung der Kirche:

„Die ‚Stammgemeinde‘ [. . .] ist der ursprüngliche und normale Platz, an dem die christliche Brüderschaft in ihrer ganzen Fülle erkannt, entfaltet und gelebt werden kann. Es wäre daher naiv, anzunehmen, wir könnten auf ihre Mittlerrolle verzichten. Der Schlüssel zu einer echten Erneuerung der Kirche ist heute in eben dieser Stammgemeinde zu suchen, die der Natur der Dinge nach der eigentliche Ort für die Geburt und Entwicklung christlicher Brüderschaft ist.“¹⁶

Das Fehlen entsprechender Gemeinden wirkt sich also negativ auf die Möglichkeit der Initiation aus. Denn:

„Die neue Identität des Getauften ist wesentlich, nicht bloß akzidentell, durch seine Stellung in dieser neuen Gesellschaft bestimmt. Taufe ist Übergangsritus auch und gerade als Gesellschaftswechsel: Der Getaufte wird aus der natürlichen Gesellschaft, nicht zuletzt der natürlichen Familie heraus- und in die neue familia Dei, die Gemeinschaft der Getauften, aufgenommen.“¹⁷

¹⁴ J.-P. AUDET, ebd. 122f. Um ca. 440 n. Chr. beklagt als einer von wenigen Salvian von Marseille diese Entwicklung: „[. . .] an die über den ganzen Erdkreis verbreitete katholische Kirche! [. . .] Verschunden und längst vorbei ist ja jene herrliche, alles überragende, beseligende Kraft der Frühzeit deines Volkes [. . .]. Denn als sich die Masse der Gläubigen vervielfachte, ward der Glaube selbst verringert, und mit dem Wachstum ihrer Kinder wird die Mutter krank; und so bist du, o Kirche, durch deine gesteigerte Fruchtbarkeit schwächer geworden [. . .]. Gewiß: du hast über die ganze Welt hin die Glieder ausgesandt, die zwar dem Namen nach den Glauben haben, aber keine Glaubenskraft; und so begannst du, reich zu werden an Scharen, arm am Glauben [. . .] – eine fast nie dagewesene, unerhörte Art von Fortschritt und Rückschritt in einem [. . .]“ (SALVIAN VON MARSEILLE, Des Timotheus vier Bücher an die Kirche I, 1. In: Schriften der Kirchenväter. Hg. N. Brox. Bd. 3. Dt. Übersetzung v. A. Mayer, bearb. v. N. Brox. München 1983, 11f; vgl. Migne PL 53, 173–176).

¹⁵ J.-P. Audet beschreibt in seinem Beitrag (s. Anm. 13) 153f diese „Stammgemeinde“: „Damit waren die *menschlichen Dimensionen dieser Stammgemeinde* so, daß die ‚Brüder‘ in der Regel ‚einander beim Namen grüßen‘ (vgl. 3 Joh 15 [. . .]) konnten. [. . .] Die *effektive Möglichkeit dieses persönlichen Grüßens* bildete in der Praxis die sichtbare Grenze, bei deren Überschreitung die Stammgemeinde in verhängnisvoller Weise in den Wandlungsprozeß hineingezogen wurde, der auf die Dauer die lebendige Weitergabe der wesentlichen Werte des christlichen Erbes selbst in Gefahr bringen mußte. So gesehen, könnte sich die Stammgemeinde als eine Art *ekklesiale Primärgruppe definieren, in der der ‚Bruder‘ die wesentlichen Werte des christlichen Erbes noch unmittelbar mit dem Bruder teilen kann, den er ‚sieht‘ und ‚beim Namen‘ kennt*.“ Vgl. zur sinnvollen Größe einer Gemeinde – im Hinblick auf die Eucharistiefeier – P. WESS, Die Stellung der Gemeinde in der Meßfeier. Überlegungen zu AEM Nr. 62. In: Bewahren und Erneuern. Studien zur Meßliturgie (FS H. B. Meyer). Hg. R. Meßner – E. Nagel – R. Pacik. Innsbruck 1995 (ITS 42) 336–350, hier 345–347; abgedruckt in P. WESS, Und behaltet das Gute (s. Anm. 1) 161–177, hier 172–174.

¹⁶ J.-P. AUDET (s. Anm. 13) 132.

¹⁷ R. MESSNER (s. Anm. 3) 24.

In eine neue Gesellschaft aufgenommen werden kann man eigentlich nur, wenn es diese schon gibt. Sie kann aber andererseits nur aus Menschen bestehen, die diesen Gesellschaftswechsel vollzogen haben, setzt also ihrerseits eine entsprechende Initiation voraus, deren Fehlen unvermeidlich zu einer weiteren Ursache für den Mangel an Gemeinden wird. Darüber ist im folgenden Kapitel zu sprechen, bevor wir auf das daraus entstehende Dilemma eingehen.

2. Die Initiation als notwendige Komponente der Gemeinde

Zugleich mit dem Niedergang der neutestamentlichen Gemeinde als der Normalform von Kirche wurde der Erwachsenenkatechumenat immer kürzer gestaltet und hörte schließlich ganz auf. Die vielen Menschen, die gerade nach der Konstantinischen Wende zur Kirche gehören wollten (sich aber oft mit der Aufnahme in den Katechumenat begnügten), konnten sowohl mangels entsprechender Gemeinden als auch wegen des großen Andrangs nicht mehr in angemessener Weise auf dem Weg der Initiation begleitet werden. Weil die Erwachsenen auf diese – ungenügende – Art dann schon größtenteils „christianisiert“ waren, wurde die Taufe von Unmündigen zur normalen Form der Aufnahme in die Kirche, ohne dass ihre Schattenseiten durch einen nachgeholten Katechumenat und dessen Abschluss in einer Erwachsenentaufe ausgeglichen wurden. Das wurde noch gefördert und theologisch scheinbar untermauert durch die augustinische Erbsündenlehre, nach der die Nicht-Getauften vom Heil ausgeschlossen waren. Die Erwachsenentaufe als Grundform der Initiation gab es praktisch nicht mehr, und die Säuglingstaufe – theologisch gesehen ein Randfall ähnlich wie die Spendung der Krankensalbung an Bewusstlose – wurde zum Maßstab für das Sakramentenverständnis. Dazu kam noch die Lehre des späteren Augustinus, dass man die Menschen bereits zur Annahme des Glaubens zwingen dürfe, weil dies ja zu ihrem Besten geschehe.¹⁸ Dass man sie zum Festhalten des Glaubens nötigen dürfe, lehrte Augustinus schon früher und vertraten im Anschluss an ihn auch Thomas von Aquin¹⁹ und andere. Außerdem übernahm die Kirche schon sehr früh das griechisch-römische patriarchalische Ordnungsdenken²⁰, was auch die Erkenntnis der Notwendigkeit und Bedeutung einer freien, mündigen Glaubensentscheidung jedes einzelnen Christen verhinderte (der antithetische neuzeitliche Begriff der Freiheit als Ungebundenheit missachtet sie allerdings ebenfalls).

Zur Problematik der Kindertaufe schreibt Reinhard Meßner:

„Was Taufe bedeutet, ist an der Initiation Erwachsener abzulesen, also an einem längeren, komplexen, existentiell anspruchsvollen, gottesdienstlichen Handlungen und Lebensvollzügen verschränkten Prozess. Die Säuglingstaufe ist in der Sache ein Ausnahmefall, nach dem Ende der fast vollständigen Deckung von Kirche und Gesellschaft positiv begründungspflichtig, nämlich durch die Gewähr – nicht einfach die vage Hoffnung –, dass auf den im Fall der Säuglingstaufe punktuellen Taufakt eine Phase christlicher Sozialisation im primären Lebenskontext folgt.“²¹

¹⁸ AUGUSTINUS, Epistula 93, II 5 (PL 33, 323).

¹⁹ THOMAS VON AQUIN, Summa theologica II II 10, 8: „Accipere fidem est voluntatis, sed tenere iam acceptam est necessitatis.“ Das bezog sich auch auf jene, die ohne eigenen Willen als Säuglinge „den Glauben angenommen“ hatten.

²⁰ Vgl. J. WERBICK, Kirche. Ein ekklesiologischer Entwurf für Studium und Praxis. Freiburg i. Br. 1994, 195.

²¹ MESSNER (s. Anm. 3) 16. Vgl. die Folgerung ebd. 20: „Ohne diesen umfassenden existentiellen Prozess der Christwerdung ist der Taufgottesdienst zwar nicht wirkungslos oder gar ungültig, aber

Diese Aussage wäre noch zu verschärfen: Die praktische Beschränkung der Initiation auf die Säuglingstaufe war selbst eine der wichtigsten Ursachen dafür, dass die Gesellschaft zwar „christentümlich“²², aber nicht wirklich christlich war. Daher war schon bisher bloß eine Quasi-Deckung von Kirche und Gesellschaft vorhanden, insofern es sich dabei um eine unzulängliche Form von Kirche-Sein handelte. Deshalb ist die Säuglingstaufe nicht erst jetzt „positiv begründungspflichtig“, sondern wäre es schon immer gewesen, weil Taufe wesentlich den Glauben voraussetzt (Mk 16,16) und dieser das grundlegende Kriterium des Christseins ist. Ein entsprechender Begründungsversuch hätte vielleicht bereits früher zu der Einsicht geführt, dass die Unvollständigkeit der Säuglingstaufe ohne persönliches Bekenntnis notwendig nach einem späteren Ausgleich dieses Mangels verlangt. Daraus ergibt sich noch eine Weiterführung der obigen Aussage Meßners: Auch eine spätere christliche Sozialisation (für die es übrigens keine Gewähr geben kann) muss nicht unbedingt zu jener persönlichen Annahme des Glaubens führen, die eigentlich Voraussetzung der Taufe sein soll, und kann die ausdrückliche Entscheidung der betreffenden Personen schon wegen der Notwendigkeit, ihre persönliche Freiheit zu achten, keinesfalls ersetzen. Daher ist auch unter idealen Voraussetzungen von seiten der Umgebung bei den als Kinder Getauften ein nachgeholtter Katechumenat mit dem Abschluss in einer Erwachsenentaufenerneuerung angebracht. Diese ist nicht gleichzusetzen mit einer jährlichen, meist anonymen Erneuerung des Taufversprechens in der Osternacht, sondern ist ein einmaliger Akt, der wie bei der Erwachsenentaufe eine Zulassung unter entsprechenden Voraussetzungen erfordert und dann erst jährlich bekräftigt werden kann (wer nie geheiratet hat, kann auch das Eheversprechen nicht erneuern).²³

Obwohl es schon einen gewissen Fortschritt bedeuten würde, wenn das Sakrament der Firmung der (jungen) Erwachsenen eine solche Taufenerneuerung wäre (dafür ist derzeit das Firmalter meistens noch zu niedrig und fehlen auch vielfach die Voraussetzungen von seiten der Gemeinden), kann das nicht der eigentliche Ausgleich für die Unvollständigkeit der Säuglingstaufe sein. Denn die eigene und ausdrückliche Glaubensentscheidung ist vom Wesen der Taufe her erforderlich, und daher gehört ihr Nachholen, wenn die Voraussetzungen gegeben sind, noch zu diesem Sakrament. Eine dafür „verwendete“ Firmung wäre kein eigenständiges Sakrament und hätte bei der Taufe eines Erwachsenen keinen Sinn. Als eigenständige Stufe der Initiation entspricht die Firmung dem Pfingstereignis und ist wirksames Zeichen der Sendung von im Glauben mündig gewordenen Christen, nun auch Ver-

unvollständig, aus dem Zusammenhang der christlichen Initiation insgesamt gelöst und damit defizitär.“

²² Vgl. ZULEHNER (s. Anm. 12) 159 mit Anm. 278.

²³ Vgl. P. WESS (s. Anm. 4) 688–708; DERS., Das Taufversprechen nachholen. Ein Diskussionsanstoß. In: Gd 32 (1998) 12f. Auch eine so vollzogene Taufenerneuerung der als Kinder Getauften kann und soll – ähnlich wie eine Taufe im Erwachsenenalter – danach noch besser verstanden und eingeholt werden. Doch diese zu erhoffende weitere Entfaltung hebt die Notwendigkeit einer ausdrücklichen Entscheidung keineswegs auf, wie gelegentlich behauptet wird. Sonst wäre letztlich die Taufe selbst (ähnlich auch der bewusst und ausdrücklich geschlossene Ehebund) überflüssig, weil der Glaube (bzw. die Ehe) immer auch ein lebendiger Prozess ist und bleibt. Es verhält sich genau umgekehrt: Die Ausdrücklichkeit und Beidseitigkeit des Bundesschlusses sind bereits Anstoß für eine größere Reife im Glauben und fördern auch seine weitere Vertiefung. Es gibt auf dem Weg des Christwerdens wichtige Schritte, die im Interesse des Einzelnen und der Glaubensgemeinschaft nicht Privatsache sein und bleiben können, sondern kirchenöffentlichen Charakter haben und Grund zum Feiern sind.

antwortung in Kirche und Gesellschaft zu übernehmen und für den Glauben Zeugnis zu geben. Wie sich diese Mängel der Initiation wieder auf die Gemeinden und damit auf die Kirche auswirken, sieht auch Meßner:

„Die missionarische Kraft der nach außen scheinbar so machtlosen Kirche der ersten Jahrhunderte lag wohl zum größten Teil in der für Nichtchristen wahrnehmbaren Entschiedenheit und Ernsthaftigkeit, in der die Getauften sich nach den Normen des Evangeliums und damit vielfach gegen die gesellschaftlich herrschenden Maßstäbe, Normen und Werte zu leben bemühten.“²⁴

Eine Initiation ohne das Ergebnis einer solchen Ernsthaftigkeit führte unvermeidlich dazu, dass die Gemeinden fehlen, die zu dieser Entschiedenheit und damit zu einer angemessenen Initiation positiv einladen und sie begleiten könnten.

Weil diese praktischen Probleme im 2. Vatikanum nicht erkannt, geschweige denn behoben wurden, gilt das konsequente Christsein auch nach diesem Konzil weiterhin als Sache einer eigenen Berufung zur Jüngerschaft vor allem für Ordensleute und Priester. Dazu schreibt Kurt Koch:

„Da aber in der breiten und teilweise verbürgerlichten Volkskirche die Taufe nicht wirklich als Übergang aus der alten in die neue Gesellschaft gelebt wurde, wollten die Orden diesen Transitus gleichsam im Akt des Eintritts in die klösterliche Gemeinschaft nachholen. Mit diesem Schritt sollte die Taufe wirklich ratifiziert werden im Übertritt in die klösterliche Gemeinschaft. Und sinnfällig wird dies dadurch zum Ausdruck gebracht, daß von nun an ein neues Gewand den zusammen mit Christus in das neue Leben hinein Auferweckten kleidet und ein neuer Name gleichsam für ein befreites Ich stehen soll. Der Eintritt in die klösterliche Gemeinschaft will also nichts anderes sein als der ernsthafte Vollzug dessen, was eigentlich bereits zur christlichen Taufe gehört [. . .]. Denn Ordensmenschen sind im Grunde ‚einfach‘ Christen, die sich die Freiheit herausnehmen, durch ihren Lebensstil zu bezeugen, dass sie die Taufe so ernst nehmen wollen, dass sie in einer neuen verbindenden und verbindlichen Gemeinschaft leben. Deshalb sind die Ordensgemeinschaften berufen, exemplarisch Kirche zu leben.“²⁵

Nach dem Neuen Testament sollen alle Christen vollziehen, was dem Getauftsein entspricht, und so exemplarisch Kirche für die Welt sein (Mt 5,13–16), nicht einige in der Kirche für die anderen Christen (was nicht ausschließt, dass einzelne Gemeinden nochmals eine Pionieraufgabe übernehmen oder Modellcharakter für die anderen haben). Ein ähnliches Symptom für die Geringschätzung der Initiation ist die Überbetonung der Bedeutung und der liturgischen Gestaltung der Priesterweihe im Vergleich zur Taufe.²⁶ Auf diese Weise kann sich niemals der Vorrang des in den Gemeinden zu realisierenden gemeinsamen Priestertums gegenüber dem amtlichen durchsetzen.

3. Das Dilemma daraus und die ungenügenden Lösungsversuche

Wenn zwei Komponenten in einem lebendigen Organismus aufeinander angewiesen sind, dann können sie im guten Fall einander verstärken, im schlechten Fall aber gegenseitig beeinträchtigen, was zum Niedergang beider führt. So ergibt sich aus unseren bisherigen Überlegungen, dass auf Grund des wechselseitigen Zusammenhangs von Initiation und Gemeinde sich in der Kirche die oben aufgezeigten negativen Entwicklungen (Vermassung

²⁴ MESSNER (s. Anm. 3) 21.

²⁵ K. KOCH, Verbindliches Christsein – verbindender Glaube. Spannungen und Herausforderungen eines zeitgemäßen Christentums. Freiburg/Schweiz 1995, 149f.

²⁶ Vgl. dazu H. STENGER, Kompetenz und Identität. Ein pastoralanthropologischer Entwurf. In: Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung – Beratung – Begleitung. Hg. ders. Freiburg i. Br. 1988, 31–133, hier 40f.

mitsamt der Spaltung zwischen Klerus und Volk einerseits und Wegfall des Katechumenats sowie Säuglingstaufe ohne flankierende Maßnahmen andererseits) gegenseitig verstärkten und in einer Art „Teufelskreis“ potenzierten, so dass im durchschnittlichen kirchlichen Leben weder neutestamentliche Gemeinden noch eine entsprechende Initiation existieren. Auch der im letzten Konzil beschlossene und inzwischen ausgearbeitete Ritus der „Feier der Eingliederung Erwachsener in die Kirche“ ändert daran nichts, solange die dafür nötigen Gemeinden fehlen und es keine Erwachsenentaufe für die als Kinder in die Kirche Aufgenommenen gibt (erst dann würden für diese dieselben Maßstäbe gelten wie für die im Erwachsenenalter Getauften).

Pfarreien kann man als territoriale Betreuungseinheiten errichten, aber nicht neutestamentliche Gemeinden. Diese sind schon in ihrer Existenz ein Wunder der Gnade Gottes, der in den betreffenden Menschen wirkt und sie untereinander verbindet. Daher ist der normale Weg zur Vermehrung von Gemeinden, dass sie wachsen und sich dann teilen. Wo das nicht möglich ist, kann man neue Gemeinden auch nicht „bilden“ im strengen Sinn des Wortes, sondern sie können nur entstehen, wenn diejenigen, die dazu einladen, und jene, die sich daran beteiligen wollen, sich selbst auf den nötigen Prozess einzulassen bereit sind (im Rahmen einer Pfarrei ist dies nur möglich, wenn es von den Verantwortlichen zumindest bejaht wird). Falls also eine Gemeinde neu entsteht, dann ist das nach den obigen Überlegungen ein „Wunder zum Quadrat“, weil dabei zwei Faktoren zusammenwirken müssen, die eigentlich voneinander abhängig sind: die entsprechende Initiation der Einzelnen und die gläubige Gemeinschaft als Erfahrungsraum. Nur aus beiden Komponenten kann die nötige Einheit von Gesinnung und Struktur zustande kommen. Im Lauf der Kirchengeschichte ist in jeder Ordensgründung dieses potenzierte Wunder geschehen, das immer nur klein beginnen kann. Aber es blieb die Ausnahme für einige Christen, die dann als besonders zur Nachfolge Christi Berufene angesehen wurden.

Nachdem in einer weithin aufgeklärten und pluralistischen Moderne die Kirche nicht mehr durch eine „christentümliche“ Gesellschaft abgestützt wird, ist für sie die Stunde der Wahrheit gekommen. Jetzt zeigt es sich, dass einerseits ohne entsprechende Gemeinden als Orten gläubigen Lebens keine angemessene Initiation möglich ist und dass andererseits ohne eine hinreichende Initiation der Einzelnen keine Gemeinden entstehen können, die Licht der Welt und Salz der Erde sind. Das Fehlen der Gemeinden kann auch nicht durch die Amtspriester aufgewogen werden, die bisher weitgehend als „Gemeindeersatz“ fungieren mussten und in dieser neuen Situation damit hoffnungslos überfordert sind. Ein Festhalten an der Vorstellung des Christus und die Kirche repräsentierenden Bischofs bzw. Priesters würde auch nicht dem Neuen Testament entsprechen.²⁷ Der Mangel an Gemeinden ist der tiefere praktische und theologische Grund für den (Amts-)Priestermangel. Daher sollten alle Überlegungen zur gegenwärtigen Krise nicht bei diesem Symptom, sondern bei der eigentlichen Ursache ansetzen. Deshalb kann auch das Gebet um mehr Priester kein Ersatz sein für das Hören auf das, was uns Gott durch diese Situation eigentlich sagen will.

²⁷ Nach dem Neuen Testament ist die Gemeinde der Leib Christi und repräsentiert ihn, nicht der Amtspriester. Vgl. zu einer entsprechenden Theologie des Priesteramtes P. WESS, Repräsentant Christi oder Repräsentant der Gemeinschaft mit Christus? Überlegungen zum Amtsverständnis des Priesters. In: *HID* 45 (1991) 67–74; abgedruckt in DERS., *Und behaltet das Gute* (s. Anm. 1) 279–286. Vgl. DERS., *Ihr alle seid Geschwister* (s. Anm. 13); und DERS., *Einmütig. Gemeinsam entscheiden in Gemeinde und Kirche*. Thaur 1998, 469–491.

Hingegen wird leider sowohl in den Ordinariaten als auch in Bischofskonferenzen letztlich nur überlegt, auf welche Weise man mit dem Priestermangel umgehen und doch ein genügendes Angebot volksgemeindlicher Betreuungspastoral aufrechterhalten kann. In einer einschlägigen Unterlage von einem Studientag der Deutschen Bischofskonferenz am 7. März 2001 in Augsburg wurde zwar die Forderung erhoben, dass „wir uns natürlich um lebendige Gemeindekerne mühen“ müssen, aber dann wird davon ausgegangen, dass „heute der wirkliche Lebensraum der Katholiken nicht mehr vornehmlich von der territorial bestimmten Pfarrgemeinde geprägt wird“. Danach werden keine Überlegungen angestellt, ob die Pfarrgemeinde – und selbst die „um die Eucharistie versammelte Kerngemeinde“ von aktiven Praktizierenden – überhaupt mit Gemeinde im biblischen Verständnis gleichgesetzt werden kann oder wie sie, weil das nicht der Fall ist, allmählich zu einer solchen werden könnte. Vielmehr werden „an möglichst vielen Punkten [. . .] um die Eucharistie gescharte Gemeinden“ angestrebt – also jeweils anders zusammengesetzte Versammlungen, die den Rahmen von Eucharistiefeiern bilden, aber nicht deren Subjekt und daher keine Gemeinden sind. Konkret werden folgende Möglichkeiten einer „Weitung“ der Pfarrseelsorge“ genannt:

- „1. *Weitung der Pfarrseelsorge in eine größere Region hinein* [. . .] ‚Kooperation‘ von Pfarreien, etwa in der Gestalt von ‚Seelsorgeeinheiten‘ (Augsburg, Freiburg, Rottenburg-Stuttgart), von ‚Pfarrgemeinschaften‘ (Münster), von ‚Pfarrverbänden‘ (München-Freising) u.ä.;
2. *Angebote unterschiedlicher ‚Glaubensorte‘*, in denen ‚Nachfragebedürfnisse‘ der Getauften und Glaubenssympathisanten aufgenommen werden können.
3. *‚Profilbildung‘ in den Pfarreien einer überschaubaren Region* mit Ausrichtung auf eine ‚Zentralkirche‘ (‚Mini-Bischofskirche‘) [. . .]
4. *Einbeziehung von anderen Trägern christlich-kirchlichen Lebens* [. . .]
5. *Überprüfung der ‚Eucharistieorte‘* in einer Region. Dabei gilt die Grundüberlegung: Wie und wo kann durch eine hinreichende Anzahl Mitfeiernder eine festliche Eucharistie [. . .] gestaltet werden [vgl. die Aufforderung von Bischof Homeyer, auf Dauer in jeder Pfarrkirche nur eine Eucharistie zu feiern]?
6. *Ausweitung der Initiativen, besonders herausragende Orte mit religiösem Angebotscharakter* für eine ‚Kommunikationspastoral‘ zu schaffen [. . .]
7. *Einleitung eines Prozesses zum ‚Rückbau‘ mancher*, etwa gerade noch vor Jahrzehnten gegründeter *Gemeinden* zugunsten größerer Pfarreinheiten.“

Alle diese Vorschläge beruhen auf der Zielvorstellung, trotz des Priestermangels ein möglichst großes Angebot an Seelsorge und an Eucharistiefeiern je nach den „Nachfragebedürfnissen“ aufrechtzuerhalten. Hier wird nicht einmal die Frage aufgeworfen, ob das eigentliche Problem nicht tiefer liegt, vor allem ob die stillschweigenden Voraussetzungen zutreffen, dass eine Pfarrei schon eine Gemeinde ist (bzw. war) und dass „um die Eucharistie gescharte“ Versammlungen von Getauften, die untereinander keine Beziehungen haben (vielleicht gar keine wollen), schon Abendmahl im Geiste Jesu feiern. Solche Messen könnten den Verantwortlichen und den Feiernden auch „zum Gericht werden“, weil das Zeichen nicht dem Leben entspricht (nur das Brot, aber nicht das Leben geteilt wird). Nach Klemens Armbruster wurde die nach dem Zerfall des katholischen Milieus wieder entdeckte Gemeindeidee leider „fälschlicherweise als Erneuerung des Pfarrsystems angesehen und nicht als deren Kritik“; außerdem herrschte um den Begriff „Gemeinde“ bereits in der Würzburger Synode eine „babylonische Sprachverwirrung“, die bis heute nicht behoben

ist.²⁸ Daneben „gibt es ein viel gravierenderes Problem: [. . .] Wo wird diese ‚berufene Gemeinschaft‘ als ‚Gemeinde‘ sichtbar? [. . .] Gemeinde ist immer eine noch nicht realisierte, diffuse Idee.“²⁹

Das große Wunder einer Neuentstehung von Gemeinden lässt sich auch nicht erzwingen durch eine rigorose Sakramentenpastoral mit Taufverweigerung bei Fehlen entsprechender Voraussetzungen, durch eine vorgeschriebene Erhöhung des Firmalters oder strengere Zulassungsbedingungen zur Eucharistie. Ohne die positive Begegnung mit entsprechenden Erfahrungsräumen wirken alle diese Maßnahmen als Schikanen, die eher abschrecken als einen Gesinnungswandel erreichen. Man kann nicht auf dem Rücken einer oder weniger Generationen die Fehlentwicklungen von Jahrhunderten korrigieren, ohne ungerecht und lieblos zu werden. Auch eine Verordnung, in jeder Pfarrei (unabhängig von ihrer Größe) nur einen Sonntagsgottesdienst (einschließlich Vorabendmesse) zu feiern, weil in einer Gemeinde nur eine Eucharistiefeier stattfinden soll, übersieht offensichtlich, dass eine Pfarrei als solche noch keine Gemeinde im biblischen Sinn ist, und wird entweder als eine Notmaßnahme wegen des Priestermangels verstanden oder als ein Versuch angesehen, Gemeindebildung zu erzwingen.³⁰

Das Problem für die Kirche in dieser schwierigen Situation wird noch verschärft durch die inhaltliche Verunsicherung auch in der Kirche (Religions-, Bibel- bzw. Offenbarungskritik, Traditions- und Kirchenkritik). Das führt einerseits auf progressiver Seite zum Vorschlag einer Anpassung an die Gegebenheiten, wobei auch die Initiationssakramente zu familienbezogenen Übergangsriten degradiert werden und ihre Hinordnung auf eine Gemeinde als „Instrumentalisieren [. . .] für den Gemeindeaufbau oder die Rekrutierung von Mitgliedern für kirchengemeindliche Gruppen oder für kirchenpolitische Zwecke“ diffamiert wird.³¹ Andererseits gelingt aber in tendenziell fundamentalistischen, konservativen Gruppierungen, die sich jener Kritik nicht wirklich aussetzen, eher ein Neubeginn sowohl in der Gemeinschaftsbildung als auch im Ernstnehmen der persönlichen Entscheidung (in gegenseitiger Wechselwirkung); auch mit vielen guten Erfahrungen in überschaubaren Gemeinden, freilich oft mit autoritären Zügen und unter Gruppendruck. Die so entstandenen neuen Bewegungen dienen dann manchen als Argument für die Richtigkeit dieser vor-

²⁸ Vgl. K. ARMBRUSTER, Von der Krise zur Chance. Wege einer erfolgreichen Gemeindepastoral. Freiburg i. Br. 2001, 188f. Vgl. meine Rezension „An der Gemeinde führt kein Weg vorbei“ mit einer Antwort auf den Vorwurf der „Gemeindeideologie“. In: ThG 43 (2000) 232–237.

²⁹ K. ARMBRUSTER, ebd. 190. Ich danke Klemens Armbruster für die freundliche Durchsicht des Manuskripts.

³⁰ Vgl. das Hirtenwort von Josef HOMEYER, Bischof von Hildesheim, zur österlichen Bußzeit 2000. In: Gd 34 (2000) 73–78; hier 78. Der Satz „Deshalb seid bedacht, eine Eucharistie zu gebrauchen“ (IGNATIUS VON ANTIOCHIEN, Brief an die Philadelphier 4. In: Die Apostolischen Väter. Griechisch-deutsche Parallelausgabe. Hg. A. Lindemann – H. Paulsen. Tübingen 1992, 221; vgl. Migne PG 5, 699), auf den sich Homeyer beruft, steht im Kontext einer Mahnung, keinem Schismatiker zu folgen, will also vor dem Zerfall der Gemeinde warnen. Die Auslegung des Zitats im Sinn Homeyers setzt bereits eine Gemeinde mit geklärter Zugehörigkeit voraus, die sich also nicht nur „rund um eine Eucharistie“ (des Priesters) versammelt und dann wieder auflöst. Die *Einheit der Gemeinde* soll in deren Eucharistiefeier sichtbar werden.

³¹ Vgl. exemplarisch M. N. EBERTZ, Getauft sein – Christ werden? Religionssoziologische Anmerkungen zur Asymmetrie der Perspektiven im Blick auf liturgische Akte. In: HID 54 (2000) 7–15, hier 14.

kritischen Positionen.³² Aber auch ganz andere, nämlich durchaus legitime soziale Interessen können zu einer Gemeindebildung innerhalb der kirchlichen Strukturen führen, indem sie dafür zumindest den Anstoß geben oder sogar der Beweggrund sind, wie dies teilweise bei den Basisgemeinden in Lateinamerika und in anderen Notstandsgebieten der Fall zu sein scheint. Hier wird die Zukunft entscheiden, ob diese Gemeinden sich primär als Glaubensgemeinschaften verstehen und bestehen bleiben, unabhängig davon, ob sie ihre sozialen Ziele erreichen oder nicht. Nur wenn neutestamentliche Gemeinden mit einem Glaubensverständnis, das der Kritik der Aufklärung standhält, und nicht bloß aus sekundären Motivationen auch im Rahmen der pfarrlichen Strukturen entstehen und am Leben bleiben, kommt die heute nötige Erneuerung der Kirche zustande.

4. Wie Jesus die „Kirche Israel“ erneuern wollte

Jesus hat eine ganz ähnliche Situation in Israel als dem Volk Gottes und damit als der „Kirche“ des Alten Bundes vorgefunden, wie sie heute in der Kirche besteht: eine zum Glauben berufene und darum wissende Gesellschaft, die aber die Zugehörigkeit zu diesem Volk Gottes durch Geburt – das entspricht der Zugehörigkeit zur Kirche durch die Säuglingstaufe – schon als für den Glauben und das Heil genügend ansah und weitgehend in Tradition bzw. Gesetzesdenken erstarrt war. Wie sich die Juden gegenüber Johannes dem Täufer (Mt 3,8f par.) und Jesus (Joh 8,39) darauf beriefen, Kinder Abrahams zu sein, so meinen nun viele Erwachsene in der Kirche, allein deswegen schon gläubige Christen zu sein, weil sie als Kinder getauft wurden. Nach dem Kirchenrecht würde es sogar zutreffen, dass man allein durch die Taufe zum Gläubigen wird.³³ Bereits im anschließenden Kanon muss das aber korrigiert werden: „Voll in der Gemeinschaft der katholischen Kirche in dieser Welt stehen jene Getauften, die in ihrem sichtbaren Verband mit Christus verbunden sind, und zwar durch die Bande des Glaubensbekenntnisses, der Sakramente und der kirchlichen Leitung.“³⁴ Damit wird implizit eingestanden, dass die Taufe allein doch nicht zur Zugehörigkeit zum Volk Gottes genügt, wenn ein persönliches Bekenntnis möglich, aber nicht erfolgt ist. Aber es werden daraus keine Folgerungen gezogen. Worin diese bestehen könnten, zeigt uns ein Blick auf die Vorgangsweise Jesu in seiner Situation, die der heutigen Lage der Kirche ähnlich ist.

Norbert Lohfink gibt im Anschluss an Jer 31,31–34 eine biblisch fundierte Antwort auf die Frage, worin das Neue des „neuen Bundes“ besteht, den Gott versprochen hat: „Gott sagt nicht einfach, daß er Israel *wieder* die Tora gibt. Das war am Sinai geschehen. [. . .] Der Text sagt vielmehr, daß Gott die Tora auf *eine neue Weise* gibt. Er gibt sie Israel *in seine Mitte hinein*, und das meint: *in die Herzen hinein*.“³⁵ Diese Verheißung hat sich in christlicher Sicht jedenfalls in Jesus selbst erfüllt, der den Willen Gottes verkörperte. Das

³² Vgl. zu diesem „Rückgriff auf vor allem vorneuzeitliche Traditionen, die den neuzeitlich-aufklärerischen Einschmelzungs- und Emanzipationsprozessen entzogen sein sollen“, der ein „moderner Antimodernismus“ ist, also „eine Erscheinung der Moderne selbst“, G. KÜENZLEN, Religiöser Fundamentalismus – Aufstand gegen die Moderne? In: Krise der Immanenz. Religion an den Grenzen der Moderne. Hg. H.-J. Höhn. Frankfurt a. M. 1996, 50–71, hier 58f.

³³ CIC 1983 can. 204 § 1.

³⁴ CIC 1983 can. 205. Vgl. zu dieser Problematik P. WESS, Einmütig (s. Anm. 27) 364–373.

³⁵ N. LOHFINK, Im Schatten deiner Flügel. Große Bibeltexte neu erschlossen. Freiburg i. Br. 1999, 109f.

hatte aber auch Konsequenzen im Wirken Jesu. Denn er hat klar erkannt, dass sich nie ein Volk als Ganzes bekehrt (schon gar nicht durch die Androhung von Strafen), sondern dass Umkehr eine Sache des Herzens ist und daher immer nur im einzelnen Menschen erfolgen kann, auch wenn sie normalerweise durch Begegnung geweckt werden muss.³⁶ Daher hat Jesus vorrangig einzelne Jünger und Jüngerinnen gesucht (und bei ihrem Namen gerufen), um mit ihnen diesen Prozess der Erneuerung im kleinen Rahmen beginnen zu können. Die so entstehende Gemeinde sollte dann Modell für das übrige Volk Israel sein (vgl. Mt 5,13–16). Dieses Beachten und Anerkennen der persönlichen Freiheit, die natürlich nicht individualistisch missverstanden werden darf, sondern ganz auf verbindliche Gemeinschaft ausgerichtet ist, war auch die Voraussetzung dafür, dass die Jünger bzw. Jüngerinnen nach dem Tod des Stephanus die Grenzen Israels überschreiten konnten und so die Kirche als erweitertes Volk Gottes mit Freiwilligen aus allen Völkern entstand.³⁷

Gott hat also in und durch Jesus, den „Zweiten Adam“ (vgl. 1 Kor 15,47), einen neuen Anfang gemacht. Aber auch Christus war auf andere angewiesen, mit denen er erst das Reich Gottes als soziale Größe verwirklichen konnte. Diese mussten daher einen Initiationsprozess durchlaufen, und ihr Unverständnis erschütterte Jesus immer wieder. Nach Joh 6,67 musste er sogar seinen engsten Vertrauten die Frage stellen, ob sie überhaupt weiter mit ihm gehen wollen (deren Antwort ist vergleichbar mit dem Schritt von der ersten in die zweite Phase des Katechumenats). Schließlich kam sein Bemühen in eine große Krise, und seine Jünger ließen ihn im entscheidenden Moment im Stich. Doch gerade seine Liebe bis zum Einsatz des Lebens öffnete ihnen die Augen des Herzens und bekehrte sie (vgl. die Geschichte der Emmausjünger). Sie kamen zum Glauben an ihn und an den, der ihn gesandt hat. So wurde die Hingabe Jesu zum Samen der Jüngergemeinde. Diese Erfahrung am Beginn des Christentums zeigt, dass auch jede Entstehung einer neuen Gemeinde in dieser Kirche ein schwieriger und schmerzlicher Prozess ist, weil jene, die sich auf diesen Weg einlassen, selbst erst im Prozess des Gemeindewerdens ihre Initiation erleben und durchlaufen müssen.

5. Erneuerung der Kirche auf dem Weg Jesu

Wenn die Kirche heute als Glaubensgemeinschaft mündiger Christen in neutestamentlichen Gemeinden erneuert werden soll, muss dies wohl nach dem Beispiel Jesu geschehen: also nicht, indem die Verantwortlichen durch verordnete Maßnahmen (auch nicht eines Konzils) das Volk Gottes als Ganzes verändern oder durch Rückgriff auf fundamentalistische Positionen einen „heiligen Rest“ sammeln wollen, sondern indem sie in der Kirche

³⁶ Vgl. zur Unterscheidung zwischen erstmaligen „*Ursprungserfahrungen*“, die „singulär sind und ohne kommunitären Erfahrungsraum (Deuteraum) auskommen müssen“ sowie zum „*produktiven Vorbild*“ für andere werden, und den „*individuellen Grunderfahrungen*“, in denen eine solche Ursprungserfahrung mittels einer „*initianischen Mystagogie*“ von anderen nachvollzogen werden kann, K. ARMBRUSTER (s. Anm. 28) 90–92. Ebd. 93: „Das Wesen des Christentums liegt in der Ursprungserfahrung der *Person* Jesu Christi begründet. [. . .] Dort, wo Gott seine Herrschaft errichtet, wird dem Menschen seine Gotteskindschaft so offensichtlich, daß er spürt: Gott hat Gefallen an ihm gefunden.“

³⁷ Auch nach Martin Buber gilt für das Judentum, dass der Bund Gottes mit dem Volk den einzelnen Menschen „umgreift und determiniert“, während das Christentum „als Verband der bekehrten Einzelnen“ entsteht (M. BUBER, *Zwei Glaubensweisen*. In: DERS., *Werke I. Schriften zur Philosophie*. München 1962, 651–782, hier 654f).

und gerade im Rahmen der Pfarreien Freiwillige suchen, die sich wie die Jünger bzw. Jüngerinnen Jesu auf einen solchen Prozess der Gemeindewerdung einzulassen bereit sind. Die Entstehung von neuen Gemeinden wird dann zugleich der Weg der Initiation derer sein, aus denen sie sich bilden. Dies ist ein schwieriger Vorgang, der nicht als widersprüchlicher Zirkel gegenseitiger Verursachung, sondern nach dem Modell einer Spirale als Dynamik zweier wechselseitig zusammenwirkender Faktoren – Gemeindewerdung und Initiation der daran Beteiligten – verstanden werden kann. Es handelt sich im Gegensatz zum „Teufelskreis“ des sich gegenseitig verstärkenden Niedergangs von Gemeinde und Initiation dann um einen „Gotteskreis“, um ein „Aufschaukeln“ in einer Rückkopplung mit positivem Ergebnis.

Zu dem von Jesus vorgegebenen Maßstab eines solchen Weges gehört es also, die in ihre Krise geratene Volkskirche nicht einfach abzuschreiben und gleichsam daneben etwas Neues zu beginnen, sondern in diesem konkreten Kirchenvolk, das ohne seine Schuld in diese schwierige Lage gekommen ist, zusammen mit anderen zum Zeichen und Werkzeug der Erneuerung zu werden. Das gibt zwar zumindest zunächst mehr Ärgernis, weil es eine Herausforderung für alle bedeutet, ist aber in Wirklichkeit gerade nicht elitär im schlechten Sinn dieses Begriffs, nämlich überheblich. Elitär im guten Sinn, also beispielgebend (aber im Bewusstsein, dass die Berufung dazu auch der Maßstab ist, der das eigene Versagen erkennen lässt), müssen alle sein, die ihr Christsein als Jüngerinnen und Jünger Christi leben wollen.

Mit dem Beginn eines solchen Wagnisses im Vertrauen auf das Wirken Gottes kann nicht gewartet werden, bis alle mittun. Das würde die Freiheit der Einzelnen und deren Prägung durch ihre bisherigen Erfahrungen nicht berücksichtigen und den Anfang auf ewige Zeit hinausschieben. Gerade in der Sicht des Glaubens darf man aber davon ausgehen, dass in den Menschen ein latentes Wissen um das Leben in Gemeinden als gottgewollte Form christlichen Daseins und um die Notwendigkeit der persönlichen Entscheidung vorhanden ist (nur in der Kombination dieser beiden Komponenten kann die nötige Einheit von Gesinnung und Struktur zustande kommen). Daher gilt es, im Sinne Jesu in der Volkskirche den „glimmenden Docht“ (Mt 12,20) nicht zu löschen, sondern neu zu entfachen. In einem biblischen Bild gesprochen: Es kann nicht darum gehen, die bisherigen, in unsachgemäßer Weise vergrößerten und daher baufällig gewordenen Gebäude (Strukturen) der Kirche abzureißen oder die Menschen darin einfach ihrem Schicksal zu überlassen, sondern es sind inmitten der Kirche Freiwillige zu suchen, damit Gott aus ihnen als „lebendigen Steinen“ Häuser (Gemeinden als „Gottessiedlungen“³⁸) baut (1 Petr 2,5) und so die Möglichkeit besteht und eingeladen werden kann, in diese einzuziehen, bevor die alten ganz zusammenstürzen.

Der erste Schritt eines solchen Weges wäre, mit dem nötigen persönlichen Zeugnis in Glaubensgesprächen und in sonstiger Verkündigung das Verständnis für die neutestamentliche Gemeinde als Lebensform der Christen bei möglichst vielen Pfarrangehörigen und bei Fernstehenden zu wecken, sie mit dieser Zielvorstellung zu konfrontieren und dazu einzuladen. Dann sollten einige, die dazu bereit sind (womöglich mindestens zwei aus einer Pfarrei) die Möglichkeit haben, in einer Art „Lern-Gemeinde“ (ähnlich dem Jüngerkreis Jesu) einen mehrjährigen katechumenalen Prozess zu absolvieren und mit einer Erwachsenenertaufnahme sowie Firmerneuerung abzuschließen; damit sie fähig werden, in ihrer

³⁸ Zur Verwendung dieses Begriffs für erneuerte Pfarreien vgl. P. PARSCH, Die Pfarre als Mysterium. In: Die lebendige Pfarrgemeinde. Bericht über die dritte Wiener Seelsorger-Tagung 26.–29. Dezember 1933. Wien 1934, 13–33, hier 20 und 30.

Pfarrei einen ebensolchen Vorgang zu initiieren. Statt also wie bisher in einem Seminar ausgebildete Priester als überforderte Einzelkämpfer zur Betreuung einer anonymen Herde oder zur Leitung einer funktional verstandenen Pfarr„gemeinde“ einzusetzen, werden gläubige Jüngerinnen und Jünger – unter ihnen auch (zukünftige) Priester – ausgesandt, um wie Zellkerne die Entstehung von geschwisterlichen Gemeinden in der ihnen vertrauten Umgebung zu ermöglichen; zunächst in einer Kleingruppe, die aber dann wachsen und sich wieder teilen kann. Dass diese Initiatoren mindestens zu zweit sein sollen, ergibt sich daraus, dass sie besser als ein Einzelner Zeugnis geben können von der Praxis der Verschränkung von Gottesliebe und gegenseitiger – so erst voll entfalteter – Nächstenliebe im Glauben (vgl. Joh 13,35).

Das sollte aber immer in der nötigen Offenheit gegenüber jenen geschehen, die sich (noch) nicht auf diesen Weg einlassen können oder wollen, indem man sie möglichst viel an den Erfahrungen teilhaben lässt. Daraus ergibt sich unvermeidbar eine gewisse Zweigleisigkeit: einerseits das Bemühen um die Entstehung von Gemeinden und das Engagement in diesen, andererseits der Einsatz für jene, die (noch) in den volksskirchlichen Strukturen bleiben wollen, aber nicht abgeschrieben werden dürfen. Das ist eine große Mehrbelastung, die leicht zu einer Überforderung werden kann. Es wäre katastrophal für entstehende Gemeinden, wenn sie nur funktional verstanden und die personalen Beziehungen von den pfarrlichen und sonstigen Aktivitäten erdrückt würden. Diese Doppelgleisigkeit ist aber auch fruchtbar in beide Richtungen: Die Glieder der werdenden Gemeinde(n) können schon an der Verkündigung mitwirken (ähnlich wie Jesus seine Jünger schon vor Ostern aussandte), und die übrigen Pfarrangehörigen können an den Erfahrungen teilhaben und in möglichst positiver Weise mit ihnen konfrontiert werden. Die Angehörigen der werdenden Gemeinden können schon sichtbar machen und davon erzählen, wie sie miteinander in einer Glaubensgemeinschaft leben und wirken. Nur dann lässt es sich einigermaßen verantworten, die Sakramente unter weitgehend ungenügenden Voraussetzungen zu spenden, was auch Dieter Emeis für zulässig hält: „Wenn das, was Menschen durch jahrhundertelange volksskirchliche Praxis der Kirche gelernt haben, nicht in wenigen Begegnungen entscheidend zu verändern und keine Einsicht für einen längeren Prozeß zu vermitteln ist, ist nach dem Bewusstsein derer zu handeln, die um die sakramentale Handlung bitten.“³⁹

Allerdings setzt dies m. E. zusätzlich noch voraus, dass den Betreffenden in einer entsprechend intensiven Vorbereitung nahegebracht wird, was die Sakramente eigentlich bedeuten und bei ihren Empfängern voraussetzen. Die Bereitschaft zu einer solchen Auseinandersetzung im Rahmen der Hinführung zum Empfang der Sakramente ist die unumgängliche Zumutung, die oft auch schon auf Widerstand stößt. Aber nur so können auch die Fernstehenden, über die wir nicht richten dürfen und können, ihren Teil der Verantwortung übernehmen, und kann die Vorbereitung auf die Sakramente sowie deren Feier durch allmähliche Bewusstseinsbildung den Erneuerungsprozess fördern. Daraus ergeben sich auch viele Möglichkeiten der Verkündigung.⁴⁰ Vielleicht kann eine kleine Episode aus den Er-

³⁹ D. EMEIS (s. Anm. 9). Vgl. ebd. 85: „Wenn Menschen auf der Bitte um das Sakrament bestehen, obwohl sie nur sehr partiell und distanziert kirchliche Glaubensgemeinschaft wollen, ist nach dem zu suchen, was ihrer Geschichte mit Gott helfen kann. Das kann für die einen der Aufschub, für andere der fragwürdige Vollzug der sakramentalen Handlung sein.“

⁴⁰ Vgl. als Unterlagen für eine solche Vorgangsweise: P. WESS, *Dem Kind zuliebe. Gespräche über die Taufe mit Eltern und Paten*. Thaur 1997; DERS., *Erstkommunion und Beichte. Hinführung in*

fahrungen eines solchen Bemühens deutlich machen, was damit gemeint ist: Nach der Erstkommunion seines zweiten Kindes (mit Elterngesprächen, Tauf Erneuerungsfeier unter Teilnahme der Eltern und Paten und anderen Schritten) sagte ein sehr fernstehender Vater zu mir: „Ich habe genau verstanden, was Sie hier erreichen wollen. Wenn Kirche für mich je wieder interessant wird, dann nur so. Aber mich sehen Sie noch lange nicht.“

Eine solche Gemeindewerdung in der Volkskirche kann also nur in kleinen Schritten erfolgen, und es muss mit Krisen und Rückschlägen gerechnet werden. Sie ist ein lebendiger Prozess, der auch gewisse Stufen durchlaufen muss. Vor allem ist nach einer Phase der anfänglichen Begeisterung – vergleichbar mit der Verliebtheit – mit einer Ernüchterung zu rechnen, sobald die Schwierigkeiten und die Tragweite dessen spürbar werden, worauf man sich eingelassen hat. Erst wenn die glaubensmäßigen Voraussetzungen genügend geklärt sind (das entspricht der ersten Phase des Katechumenats in einer bereits bestehenden Gemeinde)⁴¹, kann die intensive zweite Phase beginnen, deren Ziel eine Erwachsenentauf Erneuerung in einer Osternachtfeier sein sollte. Eine so „entstehende Gemeinde“ durchläuft also als Ganze einen Katechumenat, indem möglichst viele der Beteiligten im Prozess der Gemeindewerdung jene Schritte tun, die sonst einzelne Katechumenen zu gehen haben. Das ist natürlich viel schwieriger als ein Katechumenat in einer bestehenden Gemeinde, weil sich der nötige Erfahrungsraum erst im Vortasten bilden kann.⁴²

Daher kann ein solcher Prozess aus vielen Gründen ins Stocken kommen oder überhaupt steckenbleiben bzw. – gemessen an seinem eigentlichen Ziel – scheitern: ein zu schwacher Glaube, menschliche Unzulänglichkeiten, Ermüdungserscheinungen auf dem anstrengenden Weg. Vor allem aber wird hier jenes Problem wirksam, das oben aufgezeigt wurde: Es fehlt noch die Gemeinde und daher jenen, die sich darauf eingelassen haben, eine solche zu werden, weitgehend der Erfahrungsraum, der für ihre Initiation nötig wäre. Es ist eben ein „Wunder zum Quadrat“, wenn sich eine neutestamentliche Gemeinde bildet. Um so wichtiger dürfte es sein, auch aus steckengebliebenen Versuchen zu lernen und an ihnen zu erkennen, was von Anfang an stärker beachtet werden müsste.⁴³ Die unrichtige Konsequenz wäre sicher, aus dem Nicht-Gelingen des einen oder anderen Versuches zu schließen, dass eine solche Gemeindewerdung überhaupt unmöglich und das Ziel aufzugeben wäre. Damit würde man nicht nur den Anspruch des Neuen Testaments aufheben, sondern auch die positiven Erfahrungen übersehen, die bereits auf dem Weg dorthin geschenkt wurden. Sie sprechen für die Notwendigkeit und die Richtigkeit eines solchen Bemühens um die Erneuerung der Kirche in Gemeinden und damit auch um eine angemessene Initiation.

der Pfarrgemeinde. Graz 1978; DERS., Firmung. Hinführung in der Pfarrgemeinde. Wien 1984; DERS., Gespräche mit Liebenden. Thaur 1997.

⁴¹ Vgl. das Ergebnis eines 13jährigen Prozesses der Klärung der gemeinsamen geistigen Basis in einer Zusammenstellung von „Geisteshaltungen einer Gemeinde“ in: P. WESS (s. Anm. 4) 706–708; und in: DERS., Und behaltet das Gute (s. Anm. 1) 71–73.

⁴² Vgl. die graphische Darstellung dieses Prozesses auf Grund entsprechender Erfahrungen in: P. WESS, Ihr alle seid Geschwister (s. Anm. 13) 144f; DERS. (s. Anm. 4) 700f.

⁴³ Vgl. die Darstellung eines solchen Weges und – soweit möglich – auch der Gründe des Steckenbleibens in P. WESS, Und behaltet das Gute (s. Anm. 1) 17–118. Zu ergänzen wäre, dass die drei Gemeinden in der Pfarre Machstraße weiterhin bestehen und das ganze Pfarrleben tragen, und zwar seit 1997 ohne einen Pfarrer unter der Leitung eines „Pfarrassistententeams“ zusammen mit einem Priester als Moderator.